

eigentlich denkt oder *mitdenkt* und welche stillschweigenden Präsuppositionen, welches Wissen im Gespräch vorausgesetzt wird – nicht zuletzt, wenn es heißt, »*Ich bin eigentlich aufgeschlossen, aber ...*«.

5.1 »... das ist ja kein Migrant«

Die sprachwissenschaftliche Bedeutung von Abtönungspartikeln

Die den sogenannten ›Abtönungspartikeln‹ zuordenbaren Wörtchen wie ›ja‹, ›doch‹ und ›eben‹ galten in der Partikelforschung lange Zeit »als beliebig eingestreute, im Grunde überflüssige Zutaten« (Diewald 2009: 120). Ihre sprachliche Verwendung wurde mit umgangssprachlicher Unachtsamkeit in Verbindung gebracht, sodass es sie stilistisch zu vermeiden galt (ebd.; Storz 2017: 167).³ Funktional-pragmatisch betrachtet, sind die Abtönungspartikeln aber ›hochfrequent‹ (Storz 2017: 167). So arbeiteten sprachwissenschaftliche Analysen heraus, dass jene ›Füllwörter‹ Präsuppositionen und allgemein im Diskurs geteilte Wissensbestände anzeigen, die der Kommunikation vorausgesetzt werden. Sie stellen im Gespräch eine Beziehung zu dem Wissen her, das zwischen den Gesprächspartner*innen bzw. von dem*der Sprecher*in als geteilt unterstellt wird oder vermeintlich zum ›Alltagswissen‹ der Gruppe gehört (Schlieben-Lange 1979: 313). Ludger Hoffmann wählt dementsprechend für die Abtönungspartikeln die prägnante Bezeichnung »Wissensmarkierer« (Hoffmann 2003b: 64) und Harald Weydt betont, dass sie »die Stellung des Sprechers zum Gesagten [...] kennzeichnen« (Weydt 1969: 68). Ihrer Analyse und der Interpretation der von ihnen verfolgten Zwecke bzw. ihrer Wirkungsweise liegt nachfolgend eine funktional-pragmatische Sprachbetrachtung zugrunde.

Die ›Funktionale Pragmatik‹ kann innerhalb der Linguistik als eine »spezifische Analyseweise« verstanden werden, »der eine handlungstheoretische Auffassung von Sprache zugrunde liegt« (Brünner/Graefen 1994: 9). Sie untersucht »sprachliches Handeln als Teil des gesellschaftlichen Handelns« (ebd.: 14). So steht die Funktionale Pragmatik einerseits »in Opposition zur strukturalistisch geprägten Linguistik« (ebd.: 10), die sich der Beschreibung sprachlicher Systeme zuwendet. Andererseits werden in der funktional-pragmatischen Sprachbetrachtung strukturalistisch orientierte Untersuchungsergebnisse nicht verabschiedet, sondern vielmehr weitergeführt. Entgegen der Saussure'schen Fragestellung zielt die Funktionale Pragmatik auf einen Einbezug nonverbaler und paralinguistischer Formen von Kommunikation sowie des Handlungskontextes und gesellschaftlicher Zusammenhänge in die Analyse (ebd.).

Diese Konzeption von Sprache entwickelte sich in der Linguistik in Deutschland Anfang der 1970er-Jahre (pragmatische Wende); sie vollzog sich vor dem Hintergrund einer verstärkten Rezeption der britischen Ordinary Language Philosophy, was in besonderem Maße die Arbeiten von John L. Austin und John R. Searle einschließt (Ehlich 2007: 1). Neben den bis dato dominanten Kernbereichen der Linguistik, wie Grammatik und

3 Als Abtönungspartikeln können auch ›aber‹, ›auch‹, ›bloß‹, ›denn‹, ›eigentlich‹, ›etwa‹, ›halt‹, ›mal‹, ›nur‹, ›schon‹, ›vielleicht‹ und ›wohl‹ klassifiziert werden (Diewald 2009: 118). Wörter mit gleicher Schreibung können in Sätzen aber auch als Konjunktoren/Konjunktionen (vgl. ›aber‹), Adverbien oder Adjektive fungieren (ebd.: 125).

Syntax, gerieten von nun an auch *Verwendungsbezüge* von Sprache – Kontext und/oder Situation – in das Blickfeld der Analyse (ebd.: 30). So gilt in der funktional-pragmatischen Sprachbetrachtung sprachliches Handeln als eine »gesellschaftliche Tätigkeit gesellschaftlicher Subjekte« (Ehlich/Rehbein 1979: 243), wobei sich diese »gesellschaftlich ausgearbeiteter Formen« (ebd.) bedient und in ihnen verläuft. Damit wird es unumgänglich, »den Zusammenhang des sprachlichen Handelns mit dem sonstigen menschlichen Handeln zu untersuchen« (ebd.). Jede sprachliche Handlung dient der Realisierung eines bestimmten *Zwecks*, der nicht mit einem »individuellen Ziel« gleichzusetzen ist, sondern der als »zentrale[s] strukturierende[s] Element sprachlicher Handlungsprozesse« verstanden werden kann (Brünner/Graefen 1994: 10):

Funktionale Sprachanalyse versteht sich – bei aller Ambivalenz des Ausdrucks »Funktion« – also als eine Sprachanalyse, in der die Zwecke der Handelnden die zentrale Kategorie bilden, und zwar nicht die Zwecke der vereinzelt Handelnden, sondern die Zwecke der Handelnden in ihrer kommunikativen Gemeinschaft, d.h. also in einem Ensemble von Interaktanten. [...] Die sprachlichen Zwecke realisieren sich als gesellschaftliche Größen, als das Ergebnis von konkreter und zugleich massenhafter *Interaktion* [...]. Sie resultieren in unterschiedlichen Mustern und Arten, auf die die gesellschaftlichen Aktanten zurückgreifen können, die sie fortschreiben und fortentwickeln [...]. (Ehlich 2007: 31–32, Hervh. im Orig.)

Insofern bilden sprachliche Handlungsmuster »Formen von standardisierten Handlungsmöglichkeiten« ab, »die im konkreten Handeln aktualisiert und realisiert werden« (Ehlich/Rehbein 1979: 250). In diesem Sinne sind dann die einzelnen Muster als »*Potentiale für die Realisierung von Zwecken*, derer sich die Handelnden bei ihren Handlungen bedienen« (ebd., Hervh. im Orig.) können, zu verstehen:

In den einzelnen Erscheinungen des Handelns sind die Muster also präsent; sie sind also nicht eine analytisch-theoretische Fiktion, die den Erscheinungen oktroyiert wird. Sondern die Muster werden als Teil der gesellschaftlichen Wirklichkeit selbst aufgerufen und in der Analyse bewußt gemacht. [...] Die Analyse, die die Muster herausarbeitet, ist [...] ein Erkenntnisprozeß, der die Zwecke gesellschaftlichen Handelns in der zufällig vorliegenden Wirklichkeit entdeckt und den Formcharakter des zugrunde liegenden Handelns, das heißt die allgemeinen Strukturen einsichtig macht. (ebd.: 250–251)

Für den Handlungscharakter sprachlicher Muster (Illokution) – so unterstreichen Ehlich und Rehbein (1986) – ist zudem die Dimension des *Wissens* grundlegend. Eine sprachliche Handlung bedarf eines fortwährenden Wissensabgleichs zwischen Sprechenden und Hörenden, sodass im Sinne der Funktionalen Grammatik nicht mehr nur danach gefragt wird, was die sprachlichen Mittel mit dem Satz, sondern auch was sie mit den Hörenden machen. Rehbein betont:

Stellt man Grammatik in einen Sprecher[S]-und-Hörer[H]-Zusammenhang, dann läßt sie sich als Gesamtheit von *Konstruktionen* bestimmen, die S beim sprachlichen Handeln (in Vorauskonstruktionen) planen und verbalisieren und H bei der Rezeption

umsetzen. [...] Im Konstruieren und Mit-Konstruieren greifen S und H auf *gemeinsame* Strukturen wie Präsuppositionen und Wissensstrukturen zu und verarbeiten auch ihr grammatisches Wissen als *gemeinsames* [...]. (Rehbein 2001: 938, Hervh. im Orig.)

Eine Sprecher*innen-Hörer*innen-Interaktion benötigt demnach ein Mitdenken auf Hörendenseite, das ergänzt und ebenso konstruiert. Sprache organisiert und übermittelt als Medium Wissen – »strukturierte Wissensseinheiten« (Hoffmann 2003a: 12) – und verändert das Wissen auf Hörer*innenseite; sie eröffnet einen zwischenmenschlichen Diskurs und eine Sprechsituation, in dem die anwesenden Personen ihre Orientierungen synchronisieren. Dabei orientieren sich die Gesprächspartner*innen an einem geteilten Diskurs- bzw. Wahrnehmungsraum, der sich mindestens zwischen den zwei sich austauschenden Personen aufspannt (ebd.).⁴

Wissen wird dann immer schon bewertet übermittelt (Rehbein 2001), da das gesprochene Wort am Wissen der Hörenden etwas ändert bzw. ändern soll. Dies setzt voraus, die Wissensordnungen des*der Hörenden überhaupt »anzusprechen«, d.h. an diese anknüpfen zu können. Und so sagen wir nicht einfach, »was ist (im Sinne puren Sachverhaltstransfers), sondern auch, wie sich das zu dem verhält, was er oder sie [der*die Hörende, M. R.] schon weiß, und wie es zu gewichten ist« (Hoffmann 2003a: 12). So wird im Diskurs zwischen zwei Aktant*innen fortwährend an Gesagtes angeschlossen, Verbindungen zu bereits Bekanntem werden gezogen und eine Äußerung wird im Verhältnis zu begleitenden oder sich anschließenden Äußerungen interpretiert. Sprachliche Mittel – wie die Abtönungspartikeln ›ja‹, ›doch‹, ›eben‹ – erfüllen hierbei eine bestimmte Funktion bzw. einen bestimmten gesellschaftlichen Zweck.

Nach Weydt wirken die Partikeln der deutschen Sprache dialogsteuernd (Weydt 1979: V), sodass sie in gewisser Weise als »tendenziös« (Franck 1979: 4) beschrieben werden können. Sie lassen erkennen, dass der*die Sprecher*in nicht neutral eingestellt ist. Un/bewusst greifen sie in das Wissen der Hörenden ein und nehmen Einfluss darauf,

4 Die ›Diskursanalyse‹ im funktional-pragmatischen Sinne betont »die Vorgeformtheit des sprachlichen Handelns durch gesellschaftliche Zwecke und institutionelle Bedingungen und zielt darauf, das Wozu, die Zweckgerichtetheit des Handelns zu rekonstruieren« (Brünner/Graefen 1994: 13, Hervh. im Orig.). Damit ist der Diskursbegriff der Sprachwissenschaft – in der Regel verstanden als gemeinsamer Sprach- und Wahrnehmungsraum von Interaktant*innen, der an Mündlichkeit und konkrete Kopräsenz gebunden ist (Ehlich 2007: 33) – anschlussfähig an das dieser Arbeit zugrunde liegende Diskursverständnis nach Foucault sowie an die diskurstheoretischen Ausführungen von Hall und Jäger. Diskurse beinhalten »historisch besondere, sozial verortete, sinngebende Praktiken. Sie geben den kommunikativen Rahmen vor, in dem Sprecher über wechselseitige Sprechakte miteinander interagieren. Diskurse selbst wiederum sind in sozialen Institutionen und Handlungskontexten angesiedelt. Die Vorstellung von Diskurs verbindet daher die Untersuchung der Sprache mit der Untersuchung der Gesellschaft« (Fraser 2001: 237). Vor diesem Hintergrund verortet Nancy Fraser Foucault in der Tradition pragmatistischer Diskurstheorien (Keller 2011: 150). Sowohl funktional-pragmatische als auch Kritische Diskursanalysen interessieren sich für die unmittelbare Situation des Sprachgebrauchs, können »diese jedoch in einem umfassenderen diskurs- und gesellschaftstheoretischen Kontext« (ebd.: 151) begreifen. Eine sprachliche Handlung – oder »diskursive[s] Ereignis« (ebd.: 152; siehe auch Jäger/Jäger 2007: z.B. 74) – kann also immer auch »als Element eines überindividuellen sozio-historischen Diskurses begriffen« (Keller 2011: 152) werden.

wie die Äußerung zu interpretieren ist (ebd.: 6). So erkennt Franck in den Partikeln »*Illokutionsindikatoren*« (ebd.: 4, Hervh. im Orig.), da ihr propositionaler Gehalt nachrangig ist und sie vielmehr »pragmatische« (ebd.: 11), also handlungsbeabsichtigende Bedeutungskomponenten vorweisen. Ihre Bedeutung ist dabei flexibel und kann nur durch den Einbezug des Gesamtkontexts und dessen Rekonstruktion verstanden werden (ebd.: 11–12). Durch den Einsatz eines solchen Diskurswissens in der Hörer*innensteuerung etabliert der*die Sprecher*in dann »unterschiedliche Formen von Wissen als diskursiv geltend« (Rehbein 1979: 71).

Jutta Lütten erkennt als verbindendes Element zwischen den Abtönungspartikeln »ja«, »doch« und »eben« eine konsenskonstituierende Wirkung in der gesprochenen Sprache. Die Partikeln werden mit dem Zweck, zu überzeugen oder »Stimmen für die eigene Meinung« (Lütten 1979: 32) zu gewinnen, verwendet. Mit der Verwendung dieser Abtönungspartikeln stellen Sprecher*innen also einen bestimmten Sachverhalt als bekannt und »generell gültig oder allgemein unumgänglich« dar, »um, von dieser gemeinsamen Basis ausgehend, den Hörer in eine bestimmte Richtung zu lenken« (ebd.: 33). Mittels diskursiv etablierter Wissensformen – »mit dem »Heranholen« präsuppositiver Wissensbestände« (Rehbein 1979: 72) – versucht nun der*die Sprecher*in »den erwartbaren Aberrationen des Hörers bei der Rezeption zu begegnen« (ebd.). Dies gelingt, indem die Sprechenden die Hörenden dazu bringen

selbsttätig, also durch Hörertätigkeit, Elemente des zugrunde liegenden Wissens zu aktualisieren. Man kann sagen: Der Sprecher zwingt den Hörer, *Ergänzungen* aus dem gemeinsamen Diskurswissen in einer solchen Richtung vorzunehmen, daß seinen (denkbaren) Aberrationen gegenbalanciert wird und er, der Hörer, eine kooperative kommunikative drift [sic!] gewinnt. (ebd., Hervh. im Orig.)

Der genuine Gebrauch der in der deutschen Sprache am häufigsten verwendeten Abtönungspartikel »ja« ist der eines Responsivs nach Entscheidungsfragen: »Trifft die mit der Frage vorgelegte Proposition auf ein kongruierendes Hörerwissen, so wird mittels *ja* dieser Wissensstatus retourniert und so eine epistemische Korrespondenz hergestellt« (Hoffmann 2003b: 64, Hervh. im Orig.). Eine Hörende vermittelt also der*dem Sprechenden mit der Antwort »ja« die Gewissheit, dass die Proposition (der Inhalt) Geltung hat. Diese Basisfunktion ist auch dann gültig, wenn »ja« äußerungsintern in Deklarativsätzen verwendet wird: »Wir wollten das *ja* so machen.« Der Unterschied liegt darin, dass hier das Sprecher*innenwissen vorher nicht explizit infrage gestellt wurde, sondern als Gewissheit gilt – supponiert wird –, was die Hörenden als gesetzten Inhalt übernehmen sollen: »Dabei wird bezogen auf die situative Konstellation taktisch unterstellt, dass auf der Hörerseite für die Rezeption eine entsprechende Wissensstelle geöffnet ist« (Hoffmann 2008: 14). In Fällen eines solch als geteilt unterstellten oder beim Gegenüber erwünschten Wissens wird demnach häufig die Partikel »ja« gebraucht (Hoffmann 2003b: 64–66). Exemplarisch zeigt dies die nachfolgende Sprachhandlung der 59-jährigen Altenpflegerin Anna Fischer:

Man hat die [A]usländer zu DDR-Zeiten gesehen und gut war es, weil man hatte damit keinen Ärger gehabt, die haben ja auch keinen Ärger gemacht, deswegen, nö, die haben ja keinen

Ärger gemacht. Die haben ja keinen negativen Eindruck hinterlassen. (Pause) Jetzt [mit der Fluchtzuwanderung seit 2015] ist ja nichts mehr positiv, oder viel wenig Positives, was von den ankommt, weil es einfach zu viele sind. Es sind einfach zu viele, nu. Anna Fischer

Hier wird also durch die häufige Verwendung der Partikel ›ja‹ Wissen über den vermeintlichen ›Ausländer‹ zu DDR-Zeiten in der Gegenwart vorausgesetzt und als diskursive Gewissheit präsentiert. Weder die Tatsache, dass ich als Hörerin keine bewusste Lebenszeit in der DDR verbracht haben kann, noch, dass meine Positionierung zur Thematik nicht diskutiert wurde, scheinen hier relevant. Anna Fischer supponiert und assertiert ein vermeintlich gesellschaftlich geteiltes – diskursives – Wissen einer bestimmten sozialen Gruppe (etwa Menschen mit DDR-Sozialisation und tendenziell ablehnender Haltung gegenüber Fluchtzuwanderung in der Gegenwart), stellt es als gewiss und fraglos gültig dar (Lütten 1979: 35) und/oder versucht für Konsens hinsichtlich ihrer Positionierung zu dem gesellschaftspolitisch stark aufgeladenen Zuwanderungsthema zu werben. So ist der Zweck der Partikel ›ja‹ auch »der rekursive Transfer des aktuellen Wissensstatus auf das Partnerwissen« (Hoffmann 2008: 21). Indem sie implizit ein Kollektiv von Menschen voraussetzt, die so denken mögen oder über dieses Wissen verfügen, plausibilisiert sie ihre Aussage »und gibt ihr eine Legitimation, der sich die Hörer so schnell nicht entziehen können« (Lütten 1979: 33).

Die Abtönungspartikel ›doch‹ folgt der Partikel ›ja‹ sowohl hinsichtlich ihrer qualitativen als auch quantitativen Verwendung in der deutschen Sprache (Thurmair 1989: 111). Graefen stellt fest, dass die Partikel ›doch‹ immer dann auftritt, wenn in der Unterhaltung Sprechende eine präsupponierte oder verbalisierte Auffassung, die infrage gestellt wurde bzw. die als infrage gestellt wahrgenommen wird, aufrechterhalten möchten (Graefen 2000). Damit lenkt die Partikel ›doch‹ ebenso den Verstehensprozess; sie tritt exponiert in Sprachhandlungen auf, in denen Widersprüche oder Gegensätzliches zu bearbeiten sind. Vor diesem Hintergrund erhebt auch die sprachliche Verwendung der Partikel ›doch‹ den Anspruch auf eine Gewissheit einer gemeinsamen Berufungsgrundlage. So sind ›ja‹ und ›doch‹ jeweils Elemente, die Konsens konstituieren möchten. Der Unterschied zeigt sich lediglich darin, dass »mit *ja* [...] der Sprecher einen vorhandenen geglaubten Konsens« einfordert und »mit *doch* [...] auf den ihm bewußten Dissens« rekurriert, »der noch nicht erledigt ist« (Graefen 2000, Hervh. im Orig.). Und so bearbeiten die Interaktant*innen mit diesen Partikeln letztendlich ihre oder eine diskursive Vorgeschichte, gedankliche Hintergründe und Wissensbestände. Auch hierzu soll ein Beispiel aus einem Gespräch mit der 62-jährigen Altenpflegerin Doris Jung zur Veranschaulichung beitragen, in dem ›doch‹ die Funktion übernimmt, eine präsupponierte Auffassung, die infrage gestellt wurde bzw. die als infrage stehend interpretiert wird, aufrechtzuerhalten:

I: Also du meinst, weil sie [›Ausländer‹ zu DDR-Zeiten] auch was erwirtschaftet haben, da war das Bild nicht so negativ [verglichen mit ›den Geflüchteten‹ heute]?

S: Die haben doch gearbeitet. Die haben uns nicht auf der Tasche gelegen. (Pause) Im Gegenteil, die haben damals schon Jeans genäht.

Doris Jung

Mit »Die haben doch gearbeitet« teilt die Sprecherin einerseits mit, dass die ›Ausländer‹ zu DDR-Zeiten aufgrund ihrer ›Produktivität‹ oder ›Nützlichkeit‹ in einem offenkundigen Gegensatz zum heutigen so wahrgenommenen nutznießerschen ›Ausländer‹ stehen. Andererseits verweist sie mit der Verwendung der Partikel ›doch‹ auf ein ihr bewusstes Wissensdefizit bzw. einen wahrgenommenen Dissens, das bzw. den sie – konsenskonstituierend – lenken möchte. Ihre Aussage zielt auch hier auf eine gemeinschaftliche Geltung ab, sie soll plausibel und einleuchtend erscheinen. »[W]ie könnte [sie] es eher erreichen, als wenn [sie] sich zwar explizit nur auf sich selbst, implizit jedoch unter Benutzung eines Aussage-Typus, der die Allgemeinheit anzielt, [ihre] Äußerung diesem Aussage-Typus unterstellt?« (Lütten 1979: 34). Das ›doch‹ fügt also der Interaktion einen interpretationsbedürftigen Kontext hinzu und es wird erneut unterstellt, dass jene Menschen, die in der DDR gelebt haben und heutiges Zuwanderungsgeschehen beobachten, über ein gemeinsames Wissen verfügen – ein Wissen, das auch ich übernehmen soll.⁵

Einen ähnlichen Zweck verfolgt die Abtönungspartikel ›eben‹. Coretta Storz konstatiert, dass auch »eben einen Bezug zu einem der Äußerung Vorgängigen« (Storz 2017: 170, Hervh. im Orig.) herstellt und so »beim Hörer eine Aktualisierung von Wissens-elementen« vornimmt, »die er mit dem Sprecher teilt und die er als Teil der mentalen Vorgeschichte der sprachlichen Handlung und damit als die Handlung bedingend interpretieren soll« (ebd.: 172). ›Eben‹ rekurriert folglich auch auf ein im Diskursverlauf gespeichertes Wissen (ebd.); es wirkt damit wissensverknüpfend und auf Seite der Hörenden wissensaktivierend. So weist auch diese epistemische Partikel einen Wissensbestand aus, der im Verständigungsprozess als relevant erachtet wird und vom Gegenüber miteinbezogen werden soll (ebd.: 180–181). Unter Anwendung dieser Perspektive kann die Erzählung der 87-jährigen zu Pflegenden Isolde Kahlbach eingeordnet werden:

[E]inmal war bei mir in Pflegevertretung eine, ich sag jetzt mal so, kleine Vietnamesin (Pause), aber die war so herrlich (lacht), unbekümmert und sicher auch hier schon sehr gut integriert. Also, da, ich konnte, ich musste sie dann auch bremsen, die war so zierlich und eben auch sehr fleißig, das muss ich sagen. Also diese Menschengruppe, die sagt uns ja ohnehin aus DDR-Zeiten zu, weil die sich hier wirklich integriert haben, das muss ich immer wieder sagen, dass sie eben auch sehr fleißig sind. Ich meine, im Gegensatz jetzt mal zu diesen arabischen Menschen [...]. Isolde Kahlbach

Isolde Kahlbach kontextualisiert ihre Aussagen mit der Verwendung der Partikel ›eben‹ als Bestandteil einer kollektiven DDR-Erfahrung. Sie gibt mir als Hörerin kund, dass sie über ein vorgängiges Wissen über ›Vietnames*innen‹ verfügt, das sie als präsupponiert setzt und im hiesigen Kontext für relevant erachtet. Es handelt sich um ein Wissen,

5 Bemerkenswert ist hier zudem die dreimalige Verwendung des deiktischen Ausdrucks (Zeigfeld der Sprache) »die« von Doris Jung in Bezug auf ›Ausländer‹ anstelle der themenfortführenden Anapher ›sie‹. Deiktische Ausdrücke ermöglichen in der Interaktion eine »gemeinsame, synchrone Organisation der Aufmerksamkeit von Sprechern und Hörern innerhalb eines für beide gemeinsamen Wahrnehmungsraumes« (Ehlich 2010: 220, Hervh. im Orig.; vgl. dazu auch Redder 2000). Durch dieses sprachliche ›Zeigen‹ bezwecken die Sprecher*innen ebenso Hörer*innen-Wissen zu lenken und zu beeinflussen bzw. Hörer*innenseitig Aufmerksamkeit neu zu orientieren (Redder 2007: 133), um so den anvisierten Konsens einmal mehr zu stützen.

das vietnamesische Vertragsarbeiter*innen als »fleißig« anerkennt. Dieses Wissen wird in der Gegenwart vorgebracht, weil sie sich in der häuslichen Pflege abermals mit einer ›Vietnamesin‹, zeitgleich aber auch mit Menschen aus dem ›arabischen‹ Raum konfrontiert sieht, denen jene Zuschreibungen »eben« – wie ganz selbstverständlich – abgehen. Isolde Kahlbach bezweckt also auch hier eine gewisse ›Faktizität‹ des Wissens über vermeintlich ›fleißige Vietnames*innen‹ zu übermitteln und fordert mich über die Verwendung der Partikel ›eben‹ implizit dazu auf, »diese Faktizität als notwendig und unumgänglich anzuerkennen und daraus Konsequenzen zu ziehen« (Lütten 1979: 35) und so den von ihr konstruierten Zusammenhang nicht durch »Nachfragen zu problematisieren« (ebd.).

Abtönungspartikeln verändern, zusammengefasst, nicht den inhaltlichen Gehalt (Proposition) einer sprachlichen Handlung, bringen aber Zusätzliches in die Äußerung ein, vor allem hinsichtlich der Illokution (Handlungsabsicht) der Sprechhandlung (Graefen 2000). Sie verweisen auf eine implizite, im Kontext als relevant erachtete Proposition und schließen an Bezugselemente an, die nicht direkt sprachlich realisiert werden (Diebold 2009: 130–131). Mit einem Fokus auf die Partikeln ›ja‹, ›doch‹ und ›eben‹ wird in den nachfolgenden Ausführungen erfahrbar, welche stillschweigenden Voraussetzungen in der Kommunikation mit mir gesetzt werden oder als gesellschaftliche Wissensstrukturen aktiviert und aktualisiert werden *sollen* (Ehlich/Rehbein 1972: 214–215). Ein Prozess, der bis zu einem gewissen Maße als erfolgreich bewertet werden kann, da ich zum einen ein Mitglied derselben (weißen, deutschen) Gruppe bzw. Partizipierende an einem gemeinsamen Diskursraum bin und gleichsam auch als ein solches Mitglied angesehen wurde – widersprach ich doch den Aussagen meiner Gegenüber nicht.⁶

So werden sich meine Gesprächspartner*innen sogleich auf vorgebliche Gemeinsamkeiten und Wissensbestände berufen, die kaum auf einen vorausgegangenen, in der sozialen Interaktion begründeten Diskurs rekurrieren können. Dennoch werden diskursive Wissensbestände im Foucault'schen Sinne angerufen, womit bezweckt wird, ei-

6 Abtönungspartikeln wirken auch in umgekehrter Richtung, indem sie gesellschaftliche Gruppen konstituieren: »Aufgrund der durch aktualisierte Präsuppositionen geleiteten Interpretation und Produktion von Äußerungen werden gesellschaftliche Gruppen allererst *im Zuge ihres sprachlichen Handelns* konstituiert« (Rehbein 2007: 136, Hervh. im Orig.). Handlungspräsuppositionen, die sich mit der Verwendung von Abtönungspartikeln maskieren, haben demnach auch eine gruppenderminierende oder »standardisierend[e]« Funktion (Rehbein 2007: 137, Hervh. im Orig.). Sie symbolisieren gesellschaftliche Einschreibungen in sprachliche Handlungen und verbinden Individuen durch einen gemeinsam geteilten Erfahrungsraum, begründen geradezu ein »Kollektiv« (ebd.). Über ein solches ›Einspinnen‹ kann es den Hörenden erschwert werden, in situ auf das Gesagte zu reagieren oder zu widersprechen. Dass die – ›abgetönten‹ – sprachlichen Handlungen in der Regel auf meiner Hörerin-Seite verstanden wurden, dass sie tatsächlich eine gemeinsame diskursive Wissensbasis aktiviert haben, bezeugen ausgebliebene Verständnisnachfragen meinerseits. Durch einen zugleich von mir nicht getätigten Widerspruch, die schlichte Hinnahme supponierter, als rassistisch zu bewertender Wissensbestände, und deren gleichzeitiger Affirmation durch ein Interesse bekundendes und anerkennendes »Mh« – welches dann wiederum auch als Sprecher*innensteuerung wirkt (Rehbein 1979: 59) – entstand im Gespräch die Suggestion einer (temporär) geteilten Gruppenzugehörigkeit. Über ein solches Elitzitieren als rassistisch zu bewertender Sprachpraktiken wurde ich in gewissem Maße zur Komplizin; die möglicherweise von meinen Gegenübern anfänglich noch erwarteten Einsprüche und/oder Moralisierung blieben aus.

ne kollektive Argumentationsbasis zu erzeugen und sich so gegen Verurteilung abzusichern. Eine Argumentationsbasis, die sich, so Lütten, als pervertiert offenbart, weil die vermeintliche Übereinstimmung – der Konsens – (relativ leicht) erreicht wird, indem nur angedeutet wird, »daß die geäußerte Meinung im Grunde allgemein akzeptiert wird« (Lütten 1979: 38). Über ein bewusstes Lesen dieser »Wissensmarkierer« öffnet sich also ein epistemisches Fenster, um überindividuelle, diskursive Wissensbestände – die »epistemische Gewalt« (Spivak 2008: 42) der Diskurse über die »Anderen« – auf verschiedenen Ebenen identifizieren zu können.

In diesem Sinne werde ich nun – ausgehend vom Phänomen – historische Kontinuitäten analysieren und interpretieren. Hierzu setze ich bei den ausländerpolitischen Praktiken der DDR an, die Bestandteil der Sozialisationserfahrung der Sprecher*innen sind und die im Kontext meiner Forschungsarbeit erinnert und neu in Wert gesetzt werden.

5.2 »Unsere Ausländer« als Vergleichsfolie

Der lange Schatten ausländerpolitischer Praktiken des SED-Regimes

I: Wir sprachen bisher allgemein über Menschen mit Migrationshintergrund. An wen denken Sie denn da? [...]

K: Ich denke, also erstmal hier zu DDR-Zeiten war es auch Russland und die Fidschis, sagen wir mal. Manche haben das so als degradierend empfunden, wir haben das ja eigentlich mit großer Liebe gesagt, also ich hab da gar nichts Negatives gesehen, ne? Die Vietnamesen waren ja fleißig von Anbeginn, also und ja mit den wurden wir zuerst konfrontiert und ob es die Russen waren, die waren fleißig und es war auch bekannt, dass die gut arbeiten.

Isolde Kahlbach, zu Pflegende, 87 Jahre

»Und na ja, jetzt sind eben die Araber dazugekommen«, schließt die 87-jährige zu Pflegende Isolde Kahlbach wenig später ihre Narration ab und bebildert *in Relation* zu DDR-Zeiten ihre gegenwärtige Imagination migrantischer »Anderer«, die von geflüchteten »arabischen« Menschen dominiert ist. Dennoch gehen ihre ersten Gedanken und Erinnerungen zurück zu den ausländerpolitischen Praktiken des DDR-Staates, die weiterhin über Definitionsmacht verfügen und das soziale Bild von »Menschen mit Migrationshintergrund« bis heute prägen. Das Zuwanderungsgeschehen post 2015 wird bewusst oder unbewusst – und das arbeitet dieses Teilkapitel heraus – immer auch mit dieser DDR-Vergleichsfolie kontrastiert, d.h. mit den Erinnerungen an die sogenannten »Ausländer« bzw. Vertragsarbeiter*innen in der ehemaligen DDR.

Da der Bedarf an Arbeitskräften nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges mit der einsetzenden hohen Abwanderung und später durch die Flucht vieler DDR-Bürger*innen in die BRD nicht mehr durch »deutsche« Arbeiter*innen gedeckt werden konnte, erfolgte in der DDR – ich hatte in Kapitel 2.1 bereits darauf hingewiesen – eine gezielte Anwerbung »ausländischer« Arbeitskräfte im Zuge internationaler »solidarischer Abkommen« (Rogers 2017: 70). Die auf diese Weise engagierten Personen sollten für eine vorab